



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Les tronçons du glaive : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Unsre Erziehung ist zu wenig historisch; hätten wir etwas mehr historischen Sinn und Blick, wüßten und bedächten wir besser, wie die Weltentwicklung vor sich gegangen ist, und wie man zu den verschiedenen Zeiten gelebt, gedacht und geglaubt hat, so würden neun Zehntel aller Mißverständnisse, deren sich jetzt die Menschenkinder gegeneinander schuldig machen, verschwinden.“ Die Gebäude und Denkmäler einer Stadt weisen nicht nur auf bestimmte Ereignisse oder Personen hin, sondern sie zeigen auch, an was und an wen die Stadt zu erinnern wünscht. Der historische Hintergrund wirkt weiter und allgemeiner als das bloß Künstlerische, das Malerische z. B. von Ruinen; der gewöhnliche Mensch gerät nun einmal leichter unter den Einfluß einer historischen als einer künstlerischen Stimmung. Welche Bilder locken in den Galerien die meisten Zuschauer an? Deshalb bewundert Kandidat Berner auch den stolzen Gedanken des Kaisers Wilhelm, der seinen Berlinern die Standbilder der Siegesallee geschenkt hat, einen täglichen Geschichtsunterricht für den gemeinen Mann in weißem Marmor.

Alles dies ist selbstverständlich sehr viel unterhaltender vorgebracht, als unsre Zusammenfassung es wiedergeben kann, oft witzig und höchst spaßhaft, mit vielerlei Beispielen, die gerade so gut für uns Geltung haben. Eben jetzt geht eine Mittheilung durch unsre Zeitungen, wonach das württembergische Kultusministerium die höhern Lehranstalten anweist, dem für deutsche Schüler unpassenden Mißbrauch englischer Ausdrücke beim Tennis- und Fußballspiel Einhalt zu thun. Flügen nur die fremden Spiele selbst auch hinterdrein, unsre eignen sind mindestens ebenso gut und viel weniger vorlaut und albern.

Bei Baudiz wird das Kapitel von der jüngern Generation, deren ganze Ausbildung sozusagen körperlich ist, ebenfalls berührt, und ein junger Sportschlingel wird eingeführt in karierten Kniehosen und durchgeschwitztem wollnem Hemd. „Das Haar war in die Stirn gekämmt wie bei einem Bologneser, und die Augen waren nur Ritzen; gähnend trat er in das Zimmer, beide Hände in den Taschen, und nach einem schläfrigen Kopfnicken, zur gefälligen Theilung unter die Familie, warf er sich in einen Stuhl.“ Das ist Magnas Bruder, der vielversprechende Stammhalter der Großkaufmannsfamilie. Zum Verlobungsdiner erscheint er in einem neuen, blödsinnig hohen Kragen, der ganz bis an den Nacken hinaufreicht und den Hals derartig einengt, daß es aussieht, als könne der dumme Kopf jeden Augenblick von dem Stock rollen, und als sich der Vater eine kritische Bemerkung erlaubt, erhält er als einzige Antwort ein mitleidiges: English fashion! Dieser Dänenjüngling stellt ja leider auch den Typus des jungen Deutschen der Gegenwart dar. Er sei den Hamburger Zukunftspädagogen ans Herz gelegt!



Les tronçons du glaive

(Schluß)



ir hatten die beredten Worte wiedergegeben, mit denen Eugène Réal den Krieg verwünscht, weil er sengt und vergewaltigt (ein so schönes langes Mäntelchen wie unser Zeitwort hat das von den Marguerittes gebrauchte übrigens nicht um), weil er zerstört und mordet, weil er aus dem Menschen ein wildes Tier macht. Das zum wilden Tier werden ist offenbar *cum grano salis* zu verstehn. Wir sind zwar während des Feldzugs von 1870/71 in Laon im wilden Schweinskopf, über dessen

Thor ein den Unteroffizieren und Mannschaften sehr anstößiger Name prangte, und in Chelles in einem Hause von mehr als zweifelhafter Jüngstvergangenheit untergebracht gewesen, aber abgesehen von diesen beiden Faupas, die der kindlichen Unbefangenheit der Quartiermacher zur Last fallen, und auf die wir sofort durch den erfahrenen Regimentschreiber aufmerksam gemacht wurden, glauben wir uns dem Zustande des wilden Tiers höchstens ab und zu durch den Genuß zu vielen, stets redlich aus unsrer Tasche bezahlten Rotweins oder durch „kerzengerade“ im Kamin aufgestellte Holzscheite genähert zu haben. Auch zu einem leichten Mißfallen an den Franzosen, denen die Hände in den Hosentaschen angewachsen schienen — und das war vor den Thüren und in den Straßen die große Mehrzahl —, müssen wir uns befeimen.

Sonst hat der Krieg weder, daß wir wüßten, aus uns noch aus unsrer Umgebung wilde Tiere gemacht, und mit den oft ziemlich in denselben Ausdrücken wiederkehrenden Verwünschungen (man vergleiche z. B. Seite 125 und 517) ist herzlich wenig gewonnen. In einer von den Marguerittischen Brüdern geschaffnen Welt, deren Vortrefflichkeit wir dahingestellt sein lassen, möchte es vielleicht ohne Krieg abgehn, denn in einer solchen würden die Franzosen befehlen, den Ton angeben, sich gegenseitig beräuchern oder die Augen austragen, während die übrigen Völker staunend und anbetend darumstünden, aber so liegen nun einmal die Verhältnisse nicht. Vor den Augen dessen, den wir uns nicht einmal insoweit vorstellen können, daß wir uns nach Zeit und Raum einen Begriff von der Unermesslichkeit seines Wesens zu machen imstande wären, kommen und gehn die Geschlechter, Völker werden alt, und junge treten an ihre Stelle, und wo überlegne Kraft auf geringere stößt, ringt sie mit ihr und überwindet sie in ehrlichem Kampfe. Wie wir alle sterben müssen, so müssen auch alle Völker untergehn. Das sieht sehr nach einem von der Vorsehung gewollten endlosen Kampfe aus, und lieber als ein faules Schiedsgericht ist uns ein gesunder Krieg doch. Nun braucht freilich das Schiedsgericht nicht faul zu sein, und wir würden z. B. zu der reizenden kleinen Königin von Holland und zu dem Fürsten von Monaco das vollste Vertrauen haben, aber es wird immer, wenn es auch nicht voreingenommen ist, mehr dem bisher bestandnen Rechnung tragen, während durch den Kampf das jüngst gewordne besser zur Geltung kommt.

Jrgend etwas von einer fideles Paukerei, wie sie noch viele Jahrzehnte lang nach der Einführung der Schießwaffen gäng und gäbe war, hat ja die moderne Kriegführung nur in den seltensten Fällen aufzuweisen, und es wäre ohne Zweifel angenehmer, wenn man sich mit der Nothose, die einem schließlich den Garaus macht, oder die man in den Sand streckt, vorher ein wenig herumkampeln könnte, während so in den meisten Fällen alles höchst unpersönlich aus der Ferne vor sich gehn wird. Aber trotz der zweifellosen Ungemütlichkeit dieser Verhältnisse möchten wir doch glauben, daß die künftigen Errungenschaften der Zivilisation weniger in der Vermeidung jedes Kampfes zu suchen sein werden als vielmehr in der Heranbildung des Menschen zu einem Soldaten, den der Krieg nicht in ein wildes Tier zu verwandeln vermag. Wie viel oder wie wenig Noheit in einem Volke „steckt,“ kommt beim Kriege deutlicher zum Vorschein als unter friedlichen Verhältnissen, und die zivilisirten Staaten, die sich der Noheiten ihrer Soldaten nicht bloß schämen, was ja nur in der Ordnung ist, sondern sie auch um des guten Rufes des Ganzen willen bei der Erde weg ablegnen zu müssen glauben, erinnern an die braven Zigeunermütter, die sich eher die Zunge abbeißen würden, als eine der täglichen Unthaten ihrer schwarzäugigen Schlingel als ein Ding der Möglichkeit einzuräumen.

So sind nun Marguerittes nicht: ils n'ont voulu taire aucune défaillance, pour pouvoir chanter mieux toutes les gloires, aber das befreiende Gefühl des

wahren Worts, von dem Iphigenie spricht, hat man desungeachtet nicht. Das liegt daran, daß man es mit einem historischen Roman zu thun hat, und daß man deshalb oft nicht weiß, was beruht auf geschichtlichen Thatfachen, was ist nur zurechtgemacht, was ist von Grund aus erfunden?

Auf Seite 284 erfahren wir, daß die beiden Regierungsgreife Crémieux und Glais-Bizoin, die eine — schwer begreifliche — Vorliebe dafür gehabt haben sollen, in Macfarlanes gehüllt und mit Cachenez verwahrt, Nationalgardenaufteilungen Revue passieren zu lassen, sich dabei gegenseitig „einzuhaken“ pflegten, damit nicht einer dem andern den Vortritt abgewinnen könnte. Herzlich lachen kann man darüber doch nur, *se non è trovato*. Aber die grünröckigen Sachsen, bei denen schon die Pickelhauben anstatt der Kepis befremdeten, sind nun doch trotz der über den Appetit der Mannschaften und die großen Pfeifen der Offiziere gegebenen Details an der Loire ebenso mythisch wie die von den Verfassern mit besondrer Rankune gezeichneten Badenser; auch ein bayrisches Bataillon, das am heiligen Abend, anstatt die Mitternachtsmesse zu besuchen, „Eine feste Burg ist unser Gott“ singt, giebt zu denken. Muß man Bayern, Badenser und Sachsen, und was von ihnen gesagt ist, zu Alibaba und den vierzig Räubern in das Gebiet der Phantasie verweisen, oder hat man die Sachsen nur an die Somme, Epte und Dife zu versetzen und für die Bayern den lutherischen Schlachtgesang mit einem weniger keckerischen, etwa der Wacht am Rhein zu vertauschen?

Wenn man von ungefähr in dem einen oder dem andern Falle auf den Mustopf stößt, dem die Fülle eines Marguerittischen Pfannkuchens entnommen ist, so wird einem die Art, wie die Verfasser beim Zurechtmachen zu Werke gehn, sofort klar. Frédéric de Nairve, der Lebemann und Pampasjäger, hat in Autun mit den Obersten Bordonne und Lobbia zu thun. Rasch die zu Kennzeichnung des Garibaldi'schen Milieus nötigen Daten! Die Aufzeichnungen des Obersten Chenet, der Garibaldi vorge stellt worden war und, allerdings unter sehr bedauerlichen Umständen, sowohl das Dienstzimmer des Obersten Lobbia als das des Platzkommandanten von Autun betreten hatte, geben das Nötige. Und nun wird mit einer Genauigkeit und Vorsicht, die die erfahrene Hand verraten, alles zusammengetragen, was der Oberst Chenet wahrgenommen hat, und was — das ist richtig — auch ebenfогut der Lebemann und Pampasjäger, wenn er existiert hätte, hätte wahrnehmen können. Garibaldi, die Füße unter einem Pelz, ein rotes Seidentuch lose umgeschlungen, seine Krücken neben sich, reicht dem ihm Vorgestellten die Hand und bewillkommt ihn in tadellosem, von jedem fremden Accent freien Französisch. Das Dienstzimmer des Obersten Lobbia ist ein angenehmer, durchwärmter, duftender Salon, blumengefüllte Sedresvasen schmücken den Kamin, der Fuß versinkt in einem üppigen Teppich, elegant gekleidete Offiziere machen es sich auf schwellenden Fauteuils behaglich. Im Dienstzimmer des Platzmajors riecht es nach Tabak und Absinth, aufgeklebte Bilderbogen stellen Garibaldi dar, wie er dem Papste und Napoleon III. die Freiheit entreißt, die Lichter stecken in Flaschen, der Tisch ist weidlich mit Tinte eingeschmugt. Der Platzmajor ist ein kleiner, ältlicher, olivenfarbner, ziemlich kurz angebundner Herr. Die ganze Bescherung wird, wie sie ist, für den Pampasjäger zurechtgemacht, und es braucht nur noch die deutsche Spionin Magdalene „Wursch“ als „wahrheitsgetreues“ Bild vom Hauptquartier der Vogesenarmee entgegnetritt.

Wir möchten noch ein paar Worte über die von den Verfassern gehegten oder ihren Feldern beigelegten politischen und militärischen Anschauungen sagen, und da ist denn natürlich Gambetta der hervorragendste Vertreter der von ihnen gebilligten und bewunderten Richtung. Sie treten mit leidenschaftlicher Bewunderung für ihn ein. Sie thun das, indem sie ihr Urteil und ihre Begeisterung bald der einen bald der andern der von ihnen eingeführten Personen in den Mund legen,

und verstehen es so einzurichten, daß man auch in Fällen, wo die von ihnen vertretene Ansicht aus einem andern Munde Widerspruch erfährt, sofort weiß, woran man ist. Der Vertreter der mißliebigen Meinung wird dem Leser durch kleine, scheinbar nebensächliche Bemerkungen verleidet. Der Familie Réal, die die Helben und Heldinnen liefert, steht die Familie des Grafen de La Mûre gegenüber, der sich als Bonapartist und Konservativer nicht recht in das feurige und rücksichtslose Wesen des Volkstribunen finden kann. Dafür, daß man sich dem, was er über Gambetta sagt, nicht irrigerweise anschließt, ist durch sicher wirkende kleine Hilfsmittel gesorgt. Während den Réalschen jungen Damen alle Reize der Jugend und Anmut angerühmt werden, ist Mademoiselle de La Mûre une plate et blême jeune fille, ihre Mutter wird als dicke Gräfin und aggressive Legitimistin gebrandmarkt, und der Vater, der einen Teint wie altes Porzellan hat und Galoschen trägt, legt diese in einem Augenblick an, wo die Familie Réal, die allerdings nicht wie er in die kalte Dezembernacht hinausfährt, sondern an den behaglichen Theetisch in dem hellerleuchteten und sanftdurchwärmten Salon zurückkehrt, in Folge ihres patriotischen Feuers warme Füße hat und darum auch des Pelzes und des Foulards, mit denen sich der Sybarit gegen die Kälte schützt, nicht bedürfen würde. Auch später in Bordeaux, nach der Genehmigung des Präliminarfriedens durch die konstituierende Versammlung, steigt der unbegreifliche Graf — welcher Patriot könnte das in einem solchen Augenblicke thun! — in eine funkelnde, mit mutigen Rossen bespannte Kalesche (il gagnait une luisante calèche, équipage piaffant), und der Hexenmeister, der sein Möglichstes gethan hat, ihn zu schneiden, sieht durch das offene Wagenfenster la grosse comtesse sitzen, stolzer denn je (plus bouffie de morgue que jamais) und Mademoiselle de La Mûre, avec sa raideur plate.

Wie könnte man sich mit solchen Leuten gegen Gambetta zusammenthun! Und doch haben auf uns, vielleicht weil wir Barbaren sind, weder die Galoschen des Vaters noch die Korpuslenz der Mutter oder das Plättbrett der Tochter einen solchen Eindruck gemacht, daß wir ohne weiteres in den Marguerittischen Lobgesang auf den Diktator einstimmen möchten. Es bleibt für uns vielmehr bei der bisherigen Ansicht, daß Gambetta trotz seines Patriotismus, seiner Beredsamkeit und seines organisatorischen Talents nicht der Kriegsminister und Stratege war, den sich Frankreich unter den damaligen mißlichen Verhältnissen wünschen mußte, und daß es im Gegenteil er und Freycinet sind, deren Unkenntnis vom Wesen des modernen Kriegs man das namenlose Elend der französischen Truppen zuschreiben muß, das sogar für die Wünsche des Gegners zu gräßlich und entwürdigend war. An der Vortrefflichkeit der Gesinnungen und Absichten der beiden Patrioten zweifelt niemand, den nicht Voreingenommenheit blendet. Nur das muß man ihnen zum Vorwurf machen, daß sie einen für ihr Vaterland so gefährlichen Augenblick dazu benutzten, sich als Dilettanten in einer Kunst zu versuchen, die wie jede andre gelernt sein will, und die sie unbegreiflicherweise mit dem verwechselten, was Organisatoren und Feldherren am Anfang des Jahrhunderts zu leisten gehabt hatten, um dem auch damals einer brauchbaren ständigen Armee entbehrenden Frankreich zum Siege zu verhelfen. Die Idee der Volksbewaffnung, des Massenaufgebots, des Kriegs bis aufs Messer (le combat à outrance, wie sich Gambetta ausdrückte) hatte sie hypnotisiert. Sie glaubten, was einem Carnot, einem Bonaparte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gegen die Truppen der europäischen Koalitionen gelungen war, ließe sich im Jahre 1870 Molke gegenüber wiederholen. Die mangelhaft verpflegten und gekleideten, im Handumdrehen formierten und instruierbaren Haufen haben ja an gutem Willen, Begeisterung und Opferfreudigkeit das Unglaubliche geleistet, und soweit Mut und Vaterlandsliebe einem Volke schon an sich und ganz abgesehen vom Erfolge zu unvergänglichem Ruhm gereichen, braucht Frankreich die für Gambettas Pläne gebrachten Opfer nicht zu bereuen.

Aber vom rein praktischen, militärischen Standpunkte aus betrachtet war die Art, wie zu Werke gegangen wurde, so unsinnig, daß man sie sich nur durch die fanatische Zuversicht erklären kann, von der Gambetta und seine Anhänger getragen waren, daß das, was man für ein geheiligtes und gerechtes Unternehmen hielt, unter allen Umständen gelingen müsse. Mißerfolg an sich würde nichts beweisen, denn Niederlagen erleidet auch eine gut gepflegte und gut geführte Armee. Was entscheidend erscheint, war die Art des Mißerfolgs, das vollkommene aus dem Leime gehn aller oder doch so ziemlich aller Gefechtsseinheiten, wie wir es bei sämtlichen von der Regierung der Landesverteidigung aufgestellten und im bunten Wechsel bald durch Gambetta, bald durch Freycinet geopferten, bald von unzweifelhaft sachverständigen Generalen, bald von Stümpfern geführten Truppen wahrnehmen. Das kann nur vorkommen, wenn sich Leute in die Sache mischen, die, bei aller sonstigen Befähigung, in militärischen Dingen unerfahrene Neulinge sind und keine Idee von der Verantwortung haben, die einen Befehlenden trifft, wenn er seine Truppen ungedrillt, mangelhaft bekleidet, summarisch bewaffnet, sporadisch gepflegt, in den Kampf mit dem Feind und den Elementen schickt. Wenn man auf Kosten anderer eine gefährliche Kunst ausübt, die man nicht versteht, so ist der gute Wille, den man unter Umständen dabei haben mag, keine Entschuldigung für die Verblendung, die einen über die eigne Unfähigkeit getäuscht hat. Einen guten Einfall auf strategischem Gebiet kann auch der Laie haben; er kann z. B. im Rechte sein, wenn er sich unter gegebenen Umständen etwas von einem Angriffe auf die Verproviantierungslinien des Feindes verspricht: die Entscheidung der Frage aber, inwieweit ein solcher Angriff mit dem vorhandenen Material möglich ist, und in welcher Weise man ihn ins Werk setzen kann, muß er — man sollte glauben, das sähe ein Blinder — den Leuten vom Fach, den Generalen und ihren Stäben überlassen. Der große Fehler, den die Regierung der Landesverteidigung begangen hat, war nicht die Fortsetzung des Kampfes nach den Katastrophen von Sedan und Metz, sondern die abenteuerliche, jeden Augenblick Plan und Leitung wechselnde, nie mit dem menschlich Möglichen und den Bedürfnissen der Truppen rechnende Art der Kriegführung. Und die Schuld hieran tragen nicht die Generale, die von dem unglücklichen abgetriebenen Volke des Verrats bezichtigt worden sind, sondern einzig und allein Gambetta und Freycinet, die mit dem Kopf durch die Wand wollten und sich dazu leider fremder Schädel bedienten.

Wir glauben, daß Frankreich das, was es in den Jahren 1870 und 1871 gelitten hat, seit den Tagen Ludwigs XIV. reichlich um Deutschland verdient hatte, und wir segnen das günstige Schicksal, das uns erlaubt hat, den Tag der Vergeltung zu erleben: aber nachfühlen können wir es den Franzosen doch, daß ihnen das über sie hereingebrochene zu bunt war, und daß sie nach Sedan nicht klein beigaben. Nur daß sie es auf eine so abenteuerliche Weise versuchten, wird uns schwer zu begreifen, und das würde auch nicht geschehn sein, wenn es damals in Frankreich noch Befehlende und Gehorchende gegeben hätte, und wenn der Staat nicht vielmehr wie ein brodelnder Kessel gewesen wäre, aus dem hier ein Schulterknochen, da eine Leber oder ein Herz auftaucht, je nachdem die wallende Flüssigkeit sie auf die Oberfläche bringt. Der Verratspopanz hat das Kraut erst fett gemacht. In dem Marguerittischen Buche spukt er zwar, was die Kapitulation von Metz anlangt, nach wie vor, aber Trochu, Bourbaki, Faidherbe und namentlich Chanzy gegenüber sind die Verfasser gerecht und billig. Man nimmt wohl allgemein an, daß zu Anfang des Feldzugs die französischen Befehlshaber, die über erprobte Armeen verfügten, dem strategischen Genie Moltkes nicht gewachsen waren, auch in der Organisation, dem Material und der Disziplin scheint Frankreich vielfach hinter Deutschland zurückgestanden zu haben. Daß es sich bei der deutschen Heeresleitung nicht, wie bisweilen behauptet worden ist, um eine präzise aber etwas ungelente

Maschinerie handelte, und daß die unter ihren Befehlen stehende Armee in der Hand ihres Meisters ein wunderbar gefügiges und bewegliches Werkzeug war, haben die Tage zwischen Metz und Sedan und die Schicksale der französischen Armeen in den Monaten Dezember und Januar zum Erstaunen vieler bewiesen. Bazaine, Mac-Mahon und Bourbaki saßen in den Fallen drin, ehe sie wußten, wie ihnen geschah. Noch einmal wird sich so etwas nicht ereignen, dazu haben die Franzosen in den inzwischen vergangenen dreißig Jahren zu viel gelernt, aber verstanden hat es das französische Publikum, glauben wir, noch heute nicht, warum es so schwer war, aus diesen Fallen — Paris war auch eine solche — wieder herauszukommen, wenn man einmal drin war. Das lag nicht am schlechten Willen oder am Ungeschick der Führer, das lag — wenn wir den feindlichen Truppen gleichen Mut und gleiche Ausdauer zusprechen wie den unsern — an den überaus verschmitzten, mit vorzüglicher Kenntnis des Terrains berechneten und mit eiserner Energie durchgeführten Veranstaltungen, die die Verteidigung des umfassenden Ringes erleichterten, die Führer rechtzeitig von allen feindlichen Truppenansammlungen benachrichtigten und die Verstärkung bedrohter Punkte ohne Aufenthalt und Reibung möglich machten. Von dem Nutzen, den z. B. vor Paris einzelne Observatorien der deutschen Heeresleitung gebracht haben, scheinen die Gebrüder Margueritte kaum etwas zu wissen, wenigstens erwähnen sie davon nichts, und man hat vielmehr den Eindruck, als glaubten sie, alle für die Ausfälle nötigen Bewegungen der Pariser Truppen seien hinter einem undurchdringlichen Schleier vor sich gegangen. Man wußte deutscherseits immer, wo etwas los war, und konnte sich beizeiten darauf einrichten. Dem gegenüber hatten natürlich auch die entschlossensten und begabtesten Führer von Ausfallstruppen sehr schweren Stand; wenn ihnen, wie dies mehrfach der Fall gewesen ist, die Sache noch obendrein dadurch erschwert wurde, daß untergebene Generale erhaltene Befehle nicht ausführten, so kann man sich kaum wundern, daß es mit den Durchbruchversuchen bei bestem Willen nicht glückte. Ganz abgesehen davon, was aus einer durchbrechenden, aber zu einem unmöglichen Flankenmarsch zwischen zwei feindlichen Armeehäufen genötigten Ausfallarmee hätte werden sollen. Darum bekümmerten sich die Pariser Schreier, die den „Massenausfall“ verlangten, natürlich nicht.

Massenaufgebot, Krieg bis aufs Messer und Franktireurium sind in dem Buche nicht bloß als Gambettas Lieblingsidee dargestellt; auch die Verfasser und ihre Helden erklären sich dafür. An sich ist ja die Sache, wenn es mit den regulären Truppen nicht geglückt ist, begreiflich genug, und im Prinzip haben wir nichts dagegen, unter der einen Voraussetzung, daß das gesamte Volk echt kastilisch und aragonisch ist. Verbissener Nationalhaß und mörderische Blutgier sind nicht Gefühle, die man einer Bevölkerung durch Proklamationen einflößen kann: als Faktor der Kriegführung kann blutgieriger Haß der Bevölkerung gegen den Eindringling nur in Rechnung kommen, wenn er wirklich in weiten Kreisen der Bevölkerung vorhanden ist. Wir glauben, es war Gambettas Hauptirrtum, daß er hierin von einer falschen Voraussetzung ausging. Er glaubte, das leidenschaftliche Haß- und Rachegefühl gegen die Deutschen, das ihn verzehrte, werde auch von der großen Mehrzahl der Nation empfunden, oder könne ihr doch durch begeisterte Proklamationen eingeeimpft werden. Das traf aber, soweit wir dabei aus Erfahrungen urteilen können, nicht zu. Der Durchschnittspatriot wünschte allerdings den Sieg der französischen Waffen, die Niederlage des deutschen Heers, den Einzug in Berlin und war damit von seinem Standpunkt aus auch im Recht, aber er war zu sehr von der Kultur belect, als daß ihn seine Vaterlandsliebe in einen Mohikaner hätte verwandeln können. In dem allerdings engen Kreise, auf den sich unsere Wahrnehmungen beschränkten, haben wir in den Jahren 1870/71 unter den Franzosen blutgierige Skalpjäger, als welche uns die Réals zum Teil beschrieben werden,

nicht angetroffen und könnten uns im Gegenteil, wenn hier der Ort dazu wäre, auf Erlebnisse beziehen, woraus hervorgehn würde, daß man auch als Feind „in Wäldern noch so groß“ von der Heimtücke der Franzosen nichts zu befürchten hatte, sondern ihnen sein kostbares Leben wie unsrer heimischen Bevölkerung anvertrauen, sich auf sie wie auf diese verlassen konnte. Das beweist natürlich nicht, daß es nirgends Beute nach Gambettas und der Gebrüder Margueritte Herzen gegeben hätte; es gab deren, wie einzelne Vorkommnisse deutlich genug gezeigt haben, aber sie waren zu vereinzelt: man traf sie, wie es im poetischen Abc vom Zebra heißt, nur stellenweise.

Das ist der Grund, warum uns das Franktireurtum, abgesehen von einigen unsern Truppen verderblich gewordenen Überfällen und Angriffen aus dem Hinterhalt, im ganzen wenig geschadet hat, und aus demselben Grunde würden auch vielleicht die Franzosen, trotz der seit 1870 unzweifelhaft sehr gesteigerten Erbitterung der Bevölkerung gegen Deutschland, besser daran thun, beim nächsten Kriege mit uns nicht ein Element in die Kriegführung aufzunehmen, das notwendigerweise zu harten Repressalien veranlassen und so dem Kriege etwas das Leben und das Eigentum der Zivilbevölkerung Gefährdendes geben muß, das ihr sonst, außer soweit es sich um die auf dem Schlachtfeld selbst liegenden Ortschaften handelt, erspart werden kann.

Und damit berühren wir einen Punkt, wo uns die Logik der Verfasser einigermaßen in die Brüche zu gehn scheint. Während sie nämlich dem Kriege bis aufs Messer, dem Angriffe aus dem Hinterhalt und dem Franktireurtum bei jeder Gelegenheit das Wort reden (qu'il y ait un fusil derrière chaque haie, derrière chaque mur lautet der freundschaftliche Rat, den der vierundsiebzigjährige Patriarch Jean Réal seinen Gästen beim Hochzeitsmahle seines Enkels giebt), nehmen sie keinen Anstand, deutsche Repressalien gegen eine solche Teilnahme der Zivilbevölkerung am Kampfe als unnötige Greuelthaten (l'atrocité inutile de ces vengeances) zu bezeichnen und in ihnen Beweise der dure cruauté, der froide barbarie, des raffinement de méchanceté, der tyrannie und sauvagerie allemandes zu sehen.

Wir haben für milde und menschenfreundliche Sieger persönlich eine ausgesprochne Vorliebe, und wir können den Gebrüdern Margueritte insofern auf halbem Wege entgegengehn, als wir die preußische und mithin die ganz nach ihrem Zuschnitt gestaltete deutsche Kriegführung für außerordentlich scharf und durchgreifend halten, bisweilen in solchem Grade scharf und durchgreifend, daß man sie nach dem, was man im Frieden gewohnt ist, als hart und rücksichtslos bezeichnen kann. Aber das liegt im Wesen des Kriegs, bei dem es sich prinzipmäßig um die völlige und möglichst beschleunigte Niederwerfung des Gegners handelt; Zitterfedern dürfen dabei nicht aufgesteckt werden, am wenigsten, wenn es sich um das Wohl und Wehe der eignen Mannschaften handelt. Wie aber, fragen wir, konnten Überfälle in Städten und Franktireurangriffe auf Kolonnen anders erschwert und der Bevölkerung verleidet werden, als indem man jedes derartige Vorkommnis in unnachsichtiger Weise an allen denen ahndete, die auch nur durch Geschehnissen damit zu thun gehabt hatten? Ein Befehlshaber, der in solchen Fällen mit äußerster Strenge vorzugehen unterlassen hätte, würde sich an der Sicherheit der ihm untergebenen Truppen auf das gräßlichste versündigt und sich die sofortige Entziehung des Kommandos zugezogen haben. Phrasen wie: nous avons affaire à des sauvages — outrage imbécile, wenn von der Beschießung von Paris die Rede ist — les implacables fauteurs de cet égorgement de peuples — exactions et meurtres mettaient l'envahisseur au ban de la civilisation — après faim de conquête, hypocrisie des reîtres, cupidité vorace — machen sich als rhetorische Floskeln für ein französisches Auge ohne Zweifel ganz gut, aber Phrasen bleiben es doch, und mit diesen phantastischen Waffen werden die Landsleute der Verfasser in einem künftigen Kriege

ebensowenig Glück haben, wie ihnen 1870/71 die berühmten Proklamationen, Tagesbefehle und Schwüre ihrer Tribunen und Generale etwas genützt haben.

Wären die Verfasser verhärtete Bösewichte, so würden uns ihr Haß und ihre Verachtung weniger berühren, aber es sind brave, vaterlandsliebende Männer, die uns ihrer festen Überzeugung nach im Namen der Zivilisation als schmutzige und übelriechende Barbaren brandmarken zu müssen glauben. Das ist hart: aber die Demütigung, die sie uns mit ihrem Buche zufügen, kann doch der unwillkürlichen Komik ihrer bisweilen etwas unbewacht ausbrechenden Entrüstung nicht ganz die Spitze abbrechen. Namentlich leistet Gustave Réal, der Arzt, der uns als rotwangig, bartlos, untersezt, als ein Mann voll entgegenkommender und feiner Gemüthlichkeit geschildert wird, in seinen uns mitgetheilten Tagebucheinträgen nach dieser Richtung hin erfreuliches. Er ist uns trotz seiner antideutschen Gesinnung einer der liebsten; sein Tagebuch kommt uns weniger „zurechtgemacht“ vor als das übrige: aber wenn er auch einiges Gute an uns läßt, zu hören giebt ers uns doch tüchtig.

Unter dem 19. November 1870 finden wir folgenden Eintrag. „In Soissons — so groß ist die Furcht vor dem leisesten Schatten eines Franktireurs — macht le gouverneur (vermutlich der Generalgouverneur von Reims) bekannt, daß er jeden, der sich mit der Waffe in der Hand betreffen läßt, ohne zur aktiven Armee zu gehören, als Verräter (traître) verurteilen und ohne weiteres (sans autre forme de procès) hängen oder erschießen lassen wird. Ich habe mir diesen Satz, fährt der gute Doktor fort, abgeschrieben, weil ich ihn für ein Meisterstück von Unverschämtheit (admirable d'impudence) halte. Verräter der, der in seinem eignen Lande das Leben der Seinen und sein Eigentum verteidigt! Bei Gott, das ist ein starkes Stück (c'est roide)!“ Ist es dem guten Doktor wirklich unbekannt, oder stellt er sich nur so, daß französische Generale, wenn sie in Feindesland operieren — und sie haben das, außer in England, zur größern gloire der grande nation so ziemlich in allen europäischen Staaten probiert —, nur eine trahison und eine Sorte von traîtres kennen, den Verrat und den Verräter an der in Feindesland stehenden französischen Armee, und daß sie dieses Vergehn des, wie sich Monsieur Gustave ausdrückt, in seinem eignen Lande das Leben der Seinen und sein Eigentum verteidigenden Bürgers in den allerseltensten Fällen anders als mit dem Tode bestraft haben? Ist es das Verbot, bewaffnet einherzugehen, das ihm admirable d'impudence erscheint, oder die darauf gesetzte Strafe? So naiv wird er doch wohl kaum sein, daß er geglaubt haben könnte, die deutschen Besatzungen der Generalgouvernementbereiche hätten in jedem einzelnen Falle abwarten sollen, was der die Seinen und sein Eigentum verteidigende Bürger mit der Mordwaffe anrichten würde, und die Strafe des Erschießens für verbotwidriges Tragen und Aufbewahren von Waffen ist eine von der Nothwehr gebotne Maßregel, für die er in den französischen Kriegsannalen tausende von Vorgängen finden wird. Übrigens ist es bekannt, daß unsre deutschen Generale die Suppe nicht so heiß zu verzehren pflegten, als sie vom Herd kam, und daß zu Bismarcks vorgeblihem Ärger — wenn er selbst Entschließung zu fassen hatte, war er auch nicht so schlimm — die meisten der Ergriffnen mit einem unfreiwilligen Abstecher nach den deutschen Festungen davonkamen.

Unter dem 8. Dezember 1870 beklagt Dr. Réal seine in Rouen zurückgebliebenen Freunde wegen der Okkupation der Stadt durch deutsche Truppen und ruft, als ob es sich um ein Übermaß von Leid und Trübsal handelte, elegisch aus: „Armes Rouen! wenn ich denke, daß ich jetzt vielleicht auch wie die mir befreundeten Bischen und Tischen Familien einige schwerfällige und gefräßige Teutonen zu beherbergen haben könnte (quo je pourrais être en train d'héberger en ce moment quelques lourds et voraces Teutons)! Die Gesundheit und den guten Appetit kann er uns als Arzt, der den Wert dieser Güter kennt, auch später nicht verzeihn. Die Deutschen, sagt er, haben den Vorzug der Gesundheit vor uns voraus. Sie mästen sich an

dem, was sie ohne Nachsicht zusammenrequirieren (leurs dures réquisitions les engraisent). Liegt einem da nicht der Gedanke nahe, daß die Franzosen, die im eignen Lande waren, kaum hätten Not leiden können, wenn ihre Befehlshaber für sie geforgt hätten, wie die unsren für uns?

Einen Eintrag vom 7. Januar 1871 wollen wir gleichfalls wiedergeben: er beweist, daß Monsieur Gustave auch das Gute an uns zu sehen verstand. „Die ernste Sinnesart und der einfältige Glaube der deutschen Soldaten fällt mir auf. Wie verschieden ist ihr Seelenzustand von dem unsrer Soldaten, die an nichts glauben. Notwendigkeit irgend eines Glaubens, es sei, welcher es wolle (Nécessité d'une croyance, quelle qu'elle soit).“ Die Phrase im Lapidarstil ist, so kavalierrmäßig sie auch klingen mag, ganz ernst gemeint. „Dieses Volk — man glaubt einen Chinesen oder Perser reden zu hören — hat auch bessere Schulbildung als das unsre (est aussi plus instruit que le nôtre); fast alle können schreiben, lesen, haben ein Notizbuch, in das sie ihre Eindrücke eintragen (ont un carnet de route où ils griffonnent leurs impressions). Habe einige davon durchgeblättert, worin sich die Überzeugung ausdrückt, daß sie für eine gerechte Sache kämpfen, daß Gott auf ihrer Seite steht! Ein starker Menschenschlag, weniger verfeinert, nachdenklicher (moins affinée, plus réfléchie).“ Nicht wahr, das thut einem wohl, mitten zwischen die kalte Grausamkeit und das übelriechende Barbarentum hinein? Wenn nur die schreckliche Gefräßigkeit nicht auch hier wieder das Bild verdürbe. „Seltsame Mischung von geistigem und tierischem Wesen (curieux mélange d'idéologie et d'animalité). Einen dicken Mirassier behandelt, der außer sich über das ihm auferlegte unvermeidliche Fasten, mit großen Wollaugen nichts andres zu sagen wußte als Fleisch! Fleisch! Er machte mich so nervös, daß ich ihm hätte sagen mögen: Da, friß und verrede.“

Über die Verpflichtung, die für gefangne Offiziere aus dem von ihnen unter Verpfändung ihres Ehrenworts geleisteten Versprechen entspringt, keinen Fluchtversuch unternehmen zu wollen, ist nach den Katastrophen von Sedan und Metz viel gesprochen und geschrieben worden. Die Verfasser der tronçons du glaive lassen Charles Réal ganz richtig sagen, ein Offizier, der sein Ehrenwort, keinen Fluchtversuch zu unternehmen, nicht gegeben habe, handle recht, wenn er nach Frankreich zu entkommen suche, aber sie berichten von einem Zwischenfall, auf den oft zurückgekommen wird, und bei dem von der Voraussetzung ausgegangen zu werden scheint, es habe unter den gefangnen französischen Offizieren zwei einander schroff entgegengesetzte, jeden gegenseitigen Verkehr ausschließende Ansichten darüber gegeben, ob es Pflicht sei, die Gefangenschaft der Mannschaft zu teilen oder einen Fluchtversuch zu machen, um bei den neuformierten Regimentern eintreten zu können. Wir vermuten, da die Verfasser die Sache so darstellen, daß sie so war: aber bei Offizierkorps anderer Länder hat über diesen Punkt weder früher noch später ein Zweifel bestanden. Eine Pflicht, die Gefangenschaft der Mannschaften zu teilen, ist nie angenommen worden; im Gegenteil, wer sein Wort nicht gegeben hatte und nachlässig bewacht wurde, suchte zu entkommen, nur mit dem Unterschiede, daß das in neunundneunzig Fällen unter hundert unmöglich war. Wir sehen deshalb nicht recht ein, wie Offiziere, die Gelegenheit zur Flucht fanden, denen, die keine hatten, etwas als getroffene Wahl zurechnen konnten, was nur mangelnde Gelegenheit war.

Der in französischen Publikationen über den Krieg von 1870/71 nahezu ständige Irrtum, daß die Nichterstreckung des am 28. Januar 1871 abgeschlossenen Waffenstillstands auf die Ostarmee durch eine Weigerung Bismarcks oder Moltkes, die Armee Bourbaki in die allgemeinen Bedingungen aufzunehmen, verursacht worden sei, lehrt auch in den tronçons du glaive wieder (Bismarck y tient). Es fällt einem schwer einzusehen, wie der, der das berichtet, in gutem Glauben sein kann, da nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller beteiligten die Ostarmee von den Waffenstillstandsbedingungen auf Favres ausdrücklichen Wunsch ausge-

nommen worden war, aber begreiflich ist es andererseits, warum es den Verfassern besonders schwer wird, diese Thatsache zuzugeben; denn wenn die Nachrichten, die Gambetta und Freycinet über die angeblichen Erfolge und Aussichten Bourbaks nach Paris hatten gelangen lassen, nicht in einer den Verhältnissen widersprechenden Weise so optimistisch gefärbt gewesen wären, daß Favre auf einen entscheidenden Erfolg der französischen Waffen in der Nähe von Belfort rechnen zu dürfen geglaubt hatte, so wäre wenigstens die eine Katastrophe des Übertritts in die Schweiz und der letzten an den Rückzug Napoleons aus Rußland erinnernden Marschtagte bis an die Grenze vermieden worden.

Auch sonst führt der Wunsch, so zu schreiben, wie es patriotische Franzosen gern lesen, die Verfasser etwas weit. So finden wir da, wo von dem rechtzeitigen Aumarisch Manteuffels auf Pontarkier die Rede ist, folgende pathetische Schilderung: er kam den französischen Truppen mitleidlos (*impitoyablement*) zuvor, sperrte die Straßen, verengte das Flußbett (*rétrécissait le lit du fleuve*). Wenn es nicht auf einen rhetorischen Effekt abgesehen ist, kann doch unter dem *impitoyablement* eigentlich nichts Verständiges gemeint sein; denn Mitleid hat im Kriege bekanntlich da, wo es sich darum handelt, einem Gegner zuvorzukommen, keine Stimme, und die klassische Periode der dem fliehenden Feinde zu bauenden goldenen Brücken ist auch längst vorüber. Sehr geschickt wird das Benehmen des Generals Beaufort in Versailles, worüber in den Tagebuchblättern von Moritz Busch, Band II, Seite 94 und 96, einige deutsche Urteile zu lesen sind, in folgender Weise charakterisiert: *le général de Valden remplaçait à l'improviste le général de Beaufort, clairvoyant, lui, jugé trop violent la veille par Bismarck. — Clairvoyant ist unbezahlbar.*

Liebhaber von Kuriosis erlauben wir uns schließlich auf ein an Homerische Seitenstücke erinnerndes Nishee aufmerksam zu machen, da es überraschend lang und gleichlautend ist; während nämlich Seite 106 von der Nachricht des französischen Siegs bei Coulmiers gesagt ist: *Un peu plus tard, venue d'où? apportée comment? l'insaisissable nouvelle de la victoire, courant d'un bout à l'autre de l'armée, venait aboutir au bataillon d'Eugène*, heißt es Seite 372 von der französischen Niederlage bei le Mans: *C'est alors que venue d'où, apportée comment, l'insaisissable nouvelle de la défaite, courant d'un bout à l'autre de l'armée, vint aboutir aux bivouacs d'Yvré-l'Évêque.*

In der erzählenden und beschreibenden Prosa ist diese besondere, dem Volksepos vorbehaltene Art des schmückenden Beiwerks eigentlich nicht üblich, und wir würden uns nicht wundern, wenn sich das Nishee als Zufälligkeit, als tie eingeschlichen hätte. Aber es ist bezeichnend für den Rhythmus des Ganzen, für den hohen Rothurn patriotischer Trauer und Entrüstung, den sich die Verfasser im Vorwort anschnallen, und von dem sie auch, außer da, wo der rotwangige, bartlose Doktor zu Worte kommt, nicht sehr heruntersteigen. Wir glauben, ein hochgebildeter, poetisch begabter Schriftsteller im Reiche der Mitte würde über die Leiden seines Vaterlands während der letzten Fremdeninvasion in ähnlicher Weise geurteilt und berichtet haben: dazu passen auch die für ausländisches Barbarentum empfundene Geringschätzung und der durch angebornes wie anerzogenes Selbstbewußtsein anmutig beschränkte Gesichtskreis.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein kleiner Sieg des Reichsgedankens. Anfang November hat die deutsche Reichspostverwaltung (nicht Preußen, wie gedankenloserweise hier und da geschrieben stand) mit Württemberg einen Vertrag abgeschlossen, wonach vom 1. April